



Stephan Cinkl | Uwe Uhlendorff

Sozialpädagogische Familiendiagnosen

Deutungsmuster familiärer
Belastungssituationen und
erzieherischer Notlagen
in der Jugendhilfe

3. Auflage

BELTZ JUVENTA

Stephan Cinkl | Uwe Uhlendorff
Sozialpädagogische Familiendiagnosen

Stephan Cinkl | Uwe Uhlendorff

Sozialpädagogische Familiendiagnosen

Deutungsmuster familiärer
Belastungssituationen und erzieherischer
Notlagen in der Jugendhilfe

3., überarbeitete und erweiterte Auflage

BELTZ JUVENTA

Die Autoren

Stephan Cinkl, Jg. 1963, Dipl.-Psychologe, Freiberuflich tätig als Fortbildner, Supervisor, Familientherapeut und Praxisforscher. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Sozialpädagogische Diagnosen für Kinder, Jugendliche und Familien, Kindeswohlgefährdung und „System-sprenger“.

Uwe Uhlendorff, Dr. disc. pol., Jg. 1961, ist Professor am Institut für Sozialpädagogik, Erwachsenenbildung und Pädagogik der frühen Kindheit der Universität Dortmund. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Sozialpädagogik und Fachdidaktik der Sozialpädagogik.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-6350-9 Print

ISBN 978-3-7799-5656-3 E-Book (PDF)

3., überarbeitete und erweiterte Auflage 2021

© 2021 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Vorwort zur 3., überarbeiteten und erweiterten Auflage

Mittlerweile sind fast 15 Jahre seit dem Erscheinen der ersten Auflage der „Sozialpädagogischen Familiendiagnosen“ im Jahr 2006 vergangen. In der Zwischenzeit konnte das damals von uns entwickelte Diagnoseverfahren in zahlreichen sozialpädagogischen Einrichtungen in Deutschland und in Österreich implementiert werden. Auch liegt eine umfangreiche Evaluation des Diagnoseansatzes vor (Cinkl/Krause 2012). Die Ergebnisse der Evaluation bestätigen uns darin, den Ansatz in der Praxis weiterzuverbreiten. Nach wie vor, das zeigt die hohe Beteiligung an den jährlich von uns angebotenen Fortbildungen, sind Praktiker*innen an der Umsetzung der Methode in ihren Arbeitsfeldern interessiert. Die Sozialpädagogische Familiendiagnose gehört mittlerweile in vielen Einrichtungen zum Standardrepertoire der Sozialen Arbeit mit Eltern, Kindern und Jugendlichen.

Die Ergebnisse der von uns in den „Sozialpädagogischen Familiendiagnosen“ vorgelegten Forschungsstudie warf in der Fachöffentlichkeit die Frage auf, ob die eruierten Deutungsmuster und Typen spezifisch seien für Familien, die Hilfe zur Erziehung in Anspruch nehmen. Unsere Antwort lautet: ‚teils teils‘. Die Langzeitstudie zur Alltagsbewältigung von Familien (2014–2016), die ein breiteres Sample an Familien umfasste, belegt, dass Familien, die keine Hilfen zur Erziehung in Anspruch nehmen, ähnliche Deutungsmuster, Konflikt- und Aufgabenstellungen thematisieren (Euteneuer/Uhlendorff 2020). Im Vergleich der beiden Studien zeigt sich, dass die von uns 2006 beschriebenen Typen von Selbstdeutungen immer noch aktuell sind.

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um eine überarbeitete und erweiterte Fassung der ersten Auflage. Das Kapitel 7 ist völlig neu geworden: Wir stellen hier die theoretisch relevanten Handlungsmaximen der Sozialpädagogischen Familiendiagnose vor unter Einbeziehung des Fachdiskurses (was wir in der ersten Auflage vernachlässigt hatten und deshalb auch kritisiert wurde). Gleichzeitig verweisen wir auf wichtige Ergebnisse der Evaluation (7.1). Die Diagnose-Methode hat sich seit dem Erscheinen der ersten Auflage leicht verändert, nicht zuletzt dank der Evaluation. Wir stellen in Kapitel 7.2 die Diagnoseschritte und den Diagnoseverlauf dar, so wie er zurzeit praktiziert und in den Fortbildungen vermittelt wird. In Kapitel 7.3 schließlich folgen zwei Beispiele von Familiendiagnosen aus der Praxis.

Wir haben uns entschlossen, die Darstellung des Forschungsstandes im ersten Kapitel unverändert zu lassen. Grund dafür ist, dass hier dem Leser, der Leserin nochmals deutlich wird, warum wir damals das Forschungsprojekt

durchgeführt und auf welche Forschungslücken wir seinerzeit Bezug genommen haben. Stattdessen haben wir in Kapitel 7 den neueren Forschungs- und Fachdiskussionsstand aufgearbeitet. Selbstredend nehmen wir auch im Ausblick im Schlusskapitel auf die aktuellen Entwicklungen Bezug und entwickeln Perspektiven für neue Arbeitsfelder und für eine Weiterentwicklung der sozialpädagogischen Familiendiagnose.

Dortmund und Strausberg, Februar 2021

Stephan Cinkl und Uwe Uhlendorff

Danksagung

Die vorliegende Untersuchung war das Ergebnis einer Kooperation der Universität Kassel, der Internationalen Gesellschaft für erzieherische Hilfen (IGfH), der Universität Osnabrück, dem Brandenburgischen Institut für Familientherapie, der Alida Schmidt-Stiftung Hamburg und der Universität Dortmund. Das Projekt und das vorliegende Buch wären ohne die großzügige finanzielle Unterstützung der Stiftung Deutsche Jugendmarke e.V. und eines Zuschusses des Landes Brandenburg nicht durchführbar gewesen.

An dieser Stelle möchten wir uns bei den Familien bedanken, die uns offen und bereitwillig von ihrem Leben, ihrem Alltag und von ihren Nöten und Wünschen berichtet haben. Folgende Einrichtungen haben uns bei der Realisierung der Interviews tatkräftig unterstützt:

- AKGG (Arbeitskreis gemeindenahe Gesundheitsversorgung gGmbH, Regionalteams Kassel, Schwalm-Eder, Werra-Meißner und Georg-Büchner-Schule),
- Jugendamt der Stadt Kassel,
- St. Elisabeth-Verein e.V. Marburg-Biedenkopf,
- Evangelische Jugendhilfe Obernjesa e.V.,
- Alida Schmidt-Stiftung Hamburg,
- Jugendamt Osnabrück (Stadt und Landkreis),
- Märkisches Sozial- und Bildungswerk Eisenhüttenstadt,
- Märkisches Sozial- und Bildungswerk Erkner,
- Kinderland e.V. Liebenwalde,
- Flexible Jugendarbeit Frankfurt/Oder e.V. und Jugendamt der Stadt Frankfurt,
- Diakonie Fürstenwalde,
- Schule für Erziehungshilfe Bernau,
- WIBB GmbH Rüdersdorf (Belinda Dobereksky),
- Chance e.V. Neuenhagen,
- Jugendamt Landkreis Elbe-Elster.

Die Mitarbeiter dieser Einrichtungen haben sich über ihre Arbeitszeit hinaus für das Projekt engagiert. Klaus Münstermann, Karina Schwermann und Susanne Nadapdap (Universität Osnabrück) sowie Michael Kluttig und Martina Feistritzer (Alida Schmidt-Stiftung Hamburg) waren an der Interviewerhebung und -auswertung wesentlich beteiligt. Unser besonderer Dank gilt Wolfgang Trede, dem ehemaligen Geschäftsführer der Internationalen Gesellschaft, der

uns überhaupt zu dieser Untersuchung angeregt hat und uns die geschäftlichen Angelegenheiten abgenommen hat. Josef Koch hat diese Aufgaben weitergeführt und uns über weite Strecken auch inhaltlich beraten. Er hat uns über manche Fallstricke hinweggeholfen. Auch Xenia Spernau (IGfH) stand dem Projekt beratend und als Organisatorin zur Seite. Klaus Wolf (Universität Siegen) und Werner Freigang (FH Neubrandenburg) haben das Projekt im Sinne eines wissenschaftlichen Beirats kritisch begleitet. Martin Hoffmann vom sozialpädagogischen Fortbildungswerk Brandenburg hat mit dafür gesorgt, dass die Ergebnissen der Fachöffentlichkeit vorgestellt werden konnten.

Wir danken Jens Bukowski und Erwin Lautsch (Universität Kassel) für die Beratung bei der statistischen Auswertung und Jens Maienschein, Kerstin Rudolph, Nicole Andernach sowie Oliver Pfankuch, die als studentische Hilfskräfte uns bei der Erhebung und Auswertung tatkräftig zur Seite standen. Die Studenten und Studentinnen an der Universität Kassel und der Universität Dortmund haben in den Begleitseminaren die schwierige Aufgabe gehabt, die Interviews zu deuten.

Unser Dank gilt auch Christina Brekau, Stephanie Spanu, Christoph Spenner und Nicole Rosenbauer (Universität Dortmund), die das Buchmanuskript betreut und ihm den letzten Schliff gegeben haben.

Inhalt

Vorwort zur 3., überarbeiteten und erweiterten Auflage	5
Danksagung	7
1. Familien in der Jugendhilfe: Sozialpädagogische Diagnosen familiärer Notlagen und Hilfekonzepte – Zum Konzept der Studie	11
1.1 Die Fragestellung der Untersuchung	11
1.2 Ziele und Anknüpfungspunkte der Untersuchung	15
1.3 Zum methodischen Vorgehen	19
2. Beschreibung der Stichprobe	26
3. Selbstdeutungsmuster	31
3.1 Biografische Leidensmuster	31
3.2 Sozioökonomische Rahmenbedingungen	38
3.3 Erfahrungen mit professionellen Helfersystemen	43
3.4 Einbindung in informelle Helfersysteme	48
3.5 Aktuell relevante familiäre Belastungen	52
3.6 Familiäre Arbeitsteilung	58
3.7 Familiäre Zeitstruktur	63
3.8 Erziehungsprobleme	69
3.9 Selbstzufriedenheit in Bezug auf familiäre Aufgaben und Beruf	79
3.10 Bewältigung familiärer Konflikte – ‚Konfliktkultur‘	82
3.11 Partnerschaftserleben	87
3.12 Subjektiver Hilfeplan	92
4. Eltern- und erwachsenenbezogene Konfliktthemen	101
5. Eltern- und erwachsenenbezogene Hilfethematiken	132
5.1 „Wie erziehe/n ich/wir die Kinder?“ Suche nach Handlungsorientierungen und Handlungsmöglichkeiten in der Funktion als erziehende Eltern	134
5.2 „Wer macht was in der Familie?“ Klärung der Elternrollen und Zeitkonzepte im Hinblick auf die Verantwortlichkeiten und Aufgaben in der Familie	138
5.3 „Welche Ressourcen habe ich als Mutter?“ Wahrnehmung der Elternrolle unter besonders schwierigen individuellen Voraussetzungen	140

5.4	„Rauskommen“ Wunsch nach Entlastung von der Elternrolle und Beseitigung von Armut durch berufliche Integration	144
5.5	„Können wir gute Eltern und gute Partner sein?“ Vereinbarkeit von Intimität in der Partnerschaft und Eltern-Kind-Beziehung	147
6.	Familiäre Aufgabentypen	153
6.1	„Fürsorgefamilien“ Ganzheitliche Fürsorge für Mutter und Kind	154
6.2	„Paarkonfliktfamilien“ Abstimmen wechselseitiger Erwartungen im Elternsystem und Generationengrenzen wiederherstellen	157
6.3	„Erziehungskonfliktfamilien“ Vater-Sohn-Beziehung stärken	161
6.4	„Überlastungsfamilien“ Mütter entlasten, familiäre Aufgaben neu verteilen	163
6.5	„Neugründungsfamilien“ Vereinbarkeit von Partnerschaft und Familie klären, ein zukunftsfähiges Familienkonzept fördern	165
6.6	„Verselbstständigungsfamilien“ Die familiäre Ablösung der Kinder begleiten, den Dialog zwischen den Generationen fördern	168
7.	Die Sozialpädagogische Familiendiagnose in der Jugendhilfe	173
7.1	Sozialpädagogische Familiendiagnosen – theoretisch relevante Handlungsmaximen	174
7.2	Phasen und methodische Schritte der Sozialpädagogischen Familiendiagnose	178
7.3	Praxisbeispiele	185
7.3.1	Sozialpädagogische Diagnose Herr Fuchs	185
7.3.2	Sozialpädagogische Diagnose Frau Wenzel	193
8.	Zusammenfassung und Ausblick	199
	Literatur	209
	Anhang	216
1.	Interviewleitfaden Erwachsene	216
2.	Interviewleitfaden Kinder/Jugendliche	219
3.	Interviewleitfaden für das Gespräch mit der zuständigen Fachkraft	221
4.	Auswertungskategorien	221
5.	Übersicht über die Deutungsmuster in 12 Erfahrungsdimensionen	223
6.	Eltern- und erwachsenenbezogene Konfliktthemen	226
7.	Eltern- und erwachsenenbezogene Hilfethematiken	227
8.	Familiäre Aufgabentypen	228
9.	Diagnosemanual (Beispiel: Herr Fuchs)	228

1. Familien in der Jugendhilfe: Sozialpädagogische Diagnosen familiärer Notlagen und Hilfekonzepte – Zum Konzept der Studie

1.1 Die Fragestellung der Untersuchung

Seit dem In-Kraft-Treten des Kinder- und Jugendhilfegesetzes Anfang der 1990er Jahre sind die Jugendämter in der Bundesrepublik Deutschland dazu verpflichtet, bei Hilfen zur Erziehung, die sich über einen längeren Zeitraum erstrecken, Hilfepläne zu erstellen. Die Entscheidung über die im Einzelfall angezeigte Hilfeart soll im Zusammenwirken mehrerer Fachkräfte getroffen werden. Auf der Grundlage einer fachlichen Teameinschätzung des Hilfebedarfs sollen sie dann gemeinsam mit den betroffenen Eltern und Jugendlichen einen Hilfeplan aufstellen, der Feststellungen des erzieherischen Bedarfs und die Ziele der in Aussicht gestellten Hilfe enthält. Im Unterschied zu früher spielt die Mitwirkung der Eltern und Jugendlichen bei der Hilfeplanung eine bedeutende Rolle.

In den 90er Jahren entwickelten die Jugendämter, teilweise in Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern, Modelle der Hilfeplanung, die die Mitwirkung der Eltern und Jugendlichen, aber auch die Entscheidungsfindung im Fachteam berücksichtigten (vgl. Uhlendorff 2002). Untersuchungen zeigen, dass das Gelingen der Hilfeplanung unter Mitwirkung der Eltern und Kinder u. a. von drei Faktoren abhängt: Eine produktive Zusammenarbeit zwischen Jugendamtsmitarbeitern und Klienten kann zumeist nur dann realisiert werden, wenn die Eltern noch die Kontrolle über ihre Lebensführung haben, wenn also die Alltagsbewältigung noch einigermaßen funktioniert, und wenn sich ein Vertrauensverhältnis zwischen Fachkraft und Betroffenen entwickeln konnte. Eine aktive Beteiligung der Betroffenen hängt auch davon ab, ob die Eltern in der Beratungsphase genügend informiert worden sind, ihr Bild des Jugendamtes als eine Eingriffsbehörde revidieren und sich tatsächlich als Leistungsberechtigte definieren konnten (Sander 1996, S. 195). Es zeigte sich aber, dass besonders belastete Familien und Jugendliche mit dieser auch als Aushandlungsmodell bezeichneten gemeinsamen Hilfeplanung überfordert sind. Nach den einschlägigen Untersuchungen zur Umsetzung der Hilfeplanung (§ 36 SGB VIII) in der Jugendamtspraxis in Deutschland gelang bei schätzungsweise 10 bis 20 Prozent der Familien, denen Hilfen zur Erziehung in Aussicht gestellt werden, die Hil-

feplanung nur unzureichend (vgl. Schefold/Glinka u. a. 1998, Soest 1998). Oft haben die Helfer andere Sichtweisen als die Adressaten, so dass es zu keiner gemeinsamen Situationsdefinition kommt. Eine bekannte Studie des Verbandes katholischer Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik (1995) kommt zu dem Ergebnis, dass die („häufig treffenden“) Problembeschreibungen von Eltern in der Hilfeplanung oft nicht angemessen berücksichtigt würden. Dies sei mit dem „sozioökonomischen Hintergrund“ der Eltern verbunden: „Je höher er ist, um so angemessenere Maßnahmen können die Eltern für ihre Kinder durchsetzen“ (S. 94 f). Teilweise sind die Problemlagen dieser psychosozial schwer belasteten Familien so komplex und für die Fachkräfte des Jugendamts so undurchsichtig, dass die Entscheidung für eine geeignete Hilfeart im Fachteam sehr schwer fällt. Daraus lässt sich folgern, dass zumindest bei diesen Familien eine genauere Abklärung der Lebens- und Problemlage durch Diagnosen angebracht ist. Im Zuge der Sozialraumorientierung und der Flexibilisierung der erzieherischen Hilfen erscheint eine präzise Fallabklärung in der Falleingangsphase notwendig.

Allerdings werden in den Jugendämtern, bis auf wenige Ausnahmen, keine familienbezogenen sozialpädagogischen Diagnosemethoden angewendet, welche das Fallverstehen erleichtern und dem Partizipationsgedanken des KJHG gerecht werden. Die in einigen Jugendämtern gebräuchliche psychosoziale Diagnose ist, da es sich im Wesentlichen um einen psychologischen Ansatz handelt, zu wenig auf sozialpädagogische Aufgabenstellungen im Erziehungsalltag bezogen. Für die Entscheidung über die Hilfeart ist sie zwar sehr nützlich, die Selbstdeutungen der Familienmitglieder werden aber bei diesem Ansatz für die pädagogische Aufgabenfindung nicht ausreichend berücksichtigt.

Die Sozialpädagogik hat die oben genannten Schwierigkeiten erkannt. In letzten Jahren sind einige Publikationen erschienen, welche die Bedeutung sozialpädagogischer Diagnosen bzw. Fallanalysen diskutieren sowie Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis aufzeigen (Jakob/Wensierski 1997, Peters 1999, Ader/Schrappner u. a. 2001, Heiner 2004). Die Probleme und Aufgaben vor denen die Sozialpädagogik steht, werden dabei deutlich erkennbar: Es fehlen nicht nur praxistaugliche sozialpädagogische Familiendiagnoseverfahren, es mangelt auch an einer Grundlagenforschung zur Situation von psychosozial belasteten Familien, auf die eine solche Diagnostik aufbauen könnte.

Die Erforschung von Problemlagen von Familien in der Jugendhilfe unter sozialpädagogischer Perspektive befindet sich noch in den Anfängen; dies wird auch im Elften Kinder- und Jugendbericht beklagt (BMFSFJ 2002, S. 130). Die sozialwissenschaftliche Forschung hat sich in den vergangenen Jahren aus guten Gründen in erster Linie auf die Untersuchung von Familien in Armutslagen konzentriert (vgl. Eggen 1998, Hock/Holz/Wüstendörfer 2000, Weiß 2000, Hauser/Hübinger 1993, vgl. auch die Beiträge von Otto, Neuberger und Joos in

Otto 1997). Einige dieser Studien unterbreiten Typologien von problematischen Familienphasen oder Familiensituationen, bezogen auf Armutslagen. Die gefolgerten Handlungsansätze sind sozialpädagogisch angelegt, bleiben aber sehr allgemein (vgl. Eggen 1998, S. 89–113; Hock/Holz/Wüstendörfer 2000, S. 139–157). Überlegungen im Hinblick auf eine Typologie von Familien in der Jugendhilfe finden sich auch in der Untersuchung von Allert/Bieback-Diel u. a. (1994). Die Studie ist insofern vorbildlich, als sie auf einem hermeneutischen, lebensweltorientierten Ansatz beruht und die Tiefenschichten familiärer Problemgenesen auslotet. Allerdings bezieht sich die Typologie im Wesentlichen auf Herkunftsmilieus (Mittelschicht, ländliche Unterschicht, traditionelle Unterschicht, traditionell randständige Milieus). Die Autoren kommen zu zwei Haupttypen von Problemgenesen: (1) Die familiäre Problemlage als Ausdruck psychischer Abweichung, (2) die Familie als Modernisierungsverlierer bzw. -verweigerer. Die Studie liefert aus soziologischer Perspektive Anregungen für eine jugendhilferelevante Familiendiagnostik. Allerdings sind diese für differenzierte Interventionsformen zu grob.

Neben den sozialwissenschaftlichen Forschungsansätzen unterbreiten einige Untersuchungen, die sich der systemischen Familientherapie zuordnen lassen, sozialpädagogisch relevante Familienklassifikationen. Hier sind insbesondere die familiären Beziehungstypen von Helm Stierlin zu nennen. Er unterteilt Familien mit schwierigen Kindern und Jugendlichen nach dem vorherrschenden Beziehungsmodus zwischen Eltern und Kindern (vgl. Stierlin 1980). Stierlin unterscheidet bekanntlich drei Beziehungsmodi, den Bindungsmodus, Delegations- und Ausstoßungsmodus. Über die Familientherapie hinaus hat der Ansatz von Stierlin und seiner Mitarbeiter/innen in der Kinder- und Jugendhilfe Eingang gefunden; die Typologie von Bindungsmustern spielt in der Diagnose zwar eine wichtige Rolle, aber für sozialpädagogisch orientierte Handlungsansätze in der Jugendhilfepraxis ist sie nur schwer transformierbar, da sie für therapeutische Milieus bzw. Handlungsansätze gedacht ist.

Ein für die Kinder- und Jugendhilfe ebenfalls sehr einflussreicher theoretischer Ansatz ist der von I. Boszormenyi-Nagy und G. M. Spark. Er geht von Loyalitäten als wesentliche familiäre Bindungsfaktoren aus. Die Autoren bieten zwar keine Familienklassifikation an, stellen aber Zusammenhänge zwischen problematischen Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen und Rollenzuweisungen her (das „parentifizierte Kind“, „Sündenbock“, Kinder als sexualisierte Partner, das „Nesthäkchen“; vgl. Boszormenyi-Nagy/Spark 1981, S. 306 ff.). Sie gehen von der These aus, dass unsichtbare Bindungen häufig ein Grund dafür sind, dass die Unterbringung von Kindern in der stationären Erziehungshilfe und bei Pflegeeltern scheitert. Deshalb sei es notwendig, auch bei sehr schwierigen Familienkonstellationen intensiv mit der Herkunftsfamilie zu arbeiten.

Zu nennen ist hier auch das Circumplex-Modell von Olsen. Er unterscheidet 16 verschiedene Typen von Familiensystemen. Das Modell geht davon aus, dass eine bestimmte Balance von Kohäsion und Anpassungsfähigkeit für die Entwicklung und das Funktionieren der Familie optimal ist. Extreme Formen der Anpassungsfähigkeit sind chaotische bzw. rigide Familienstrukturen; Extreme der Kohäsion sind „Verfilzung“ bzw. Unterorganisation im Sinne von Schwierigkeiten hinsichtlich der Rollendefinitionen und Funktionen in den Familienbeziehungen (vgl. Stierlin/Simon 1984, S. 52 f.). Der auf dem Circumplex-Modell beruhende Familiensystemtest (vgl. Gehring 1993) ist an empirisch begründete Aussagen zur Verteilung von Anpassungsfähigkeit und Kohäsion angelehnt. Dem Modell fehlen aber die empirischen Grundlagen hinsichtlich der Häufigkeit der Typen von Familiensystemen.

Salvador Minuchin analysiert Familien unter dem Aspekt der Grenzen familiärer Subsysteme und Hierarchien. Minuchin hält eine klare Hierarchie für die Erhaltung elterlicher Entscheidungskompetenz für notwendig. Grenzen haben die Funktion, die Differenzierung des Systems zu beschützen (vgl. Minuchin 1977, S. 69). Er unterscheidet Familien nach der Art der Grenzen: Neben klaren und damit funktionalen Grenzen gibt es dysfunktionale Grenzen, und zwar als unangemessen starre Grenzen (mit der Tendenz der Loslösung) und als diffuse Grenzen (mit der Tendenz der Verstrickung). Minuchins Ansatz ist für die Sozialpädagogik insofern interessant, da er sein Modell an Multi-Problem-Familien entwickelt hat (vgl. Minuchin u. a. 1967). Einige familientherapeutische Ansätze in der Arbeit mit Multi-Problem-Familien beziehen sich auf Minuchin, wie die aufsuchende Familientherapie oder der Ansatz von T. S. Trepper und M. J. Barrett für Inzestfamilien (vgl. Trepper/Barrett 1991). Auch in der Sozialpädagogischen Familienhilfe und in den neueren Ansätzen zum Krisenmanagement für Familien haben die familientherapeutischen Ansätze Eingang gefunden (vgl. Gehrman/Müller 1998, Koch/Lambach 2000). Alle diese Ansätze folgen mehr oder weniger einem Störungsansatz, der die Selbstdeutungen und die äußeren Lebensumstände („Lebenslagen“) nur wenig einbezieht.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sozialpädagogisch relevante Kategorisierungen familiärer Problemlagen und Erziehungsprobleme, an die sich auch sozialpädagogische Handlungskonzepte anbinden lassen, noch fehlen. Es wäre für die Jugendhilfe, insbesondere im Umgang mit psychosozial besonders belasteten Familien, hilfreich, wenn man die psychologisch-therapeutischen Ansätze mit sozialpädagogisch-diagnostischen Konzepten ergänzen könnte. In der Jugendhilfepraxis zeigt sich, dass die therapeutischen Konzepte bedeutsam sind, sich aber für die konkrete Familienarbeit (wie z. B. sozialpädagogische Familienhilfe) bei bestimmten familiären Problemkonstellationen nicht eignen. Hilfreich wäre es, wenn die Jugendhilfe über pragmatische, auf den Familienalltag und das Familienleben bezogene Diagnosemodelle und sozialpädagogische Methoden verfügte. Eine Aufgabe besteht in der Profilierung eines sozial-

pädagogischen Ansatzes, der nicht in Konkurrenz zu den oben zitierten familientherapeutischen Konzepten tritt, sondern sie ergänzt, indem er Erziehungsprobleme und Alltagsaufgabenstellungen von Familien ins Zentrum stellt. Die vorliegende Untersuchung versucht, diese Lücke ansatzweise zu schließen.

1.2 Ziele und Anknüpfungspunkte der Untersuchung

Die Studie, die wir im Folgenden vorstellen werden, zielt darauf ab, anhand einer Stichprobe von Familien, die Hilfen zur Erziehung beanspruchen, Problemtypen familiärer Belastungssituationen sowie erzieherischer Notlagen zu eruieren. Diese sollen anschließend auf sozialpädagogische Aufgabenstellungen bezogen werden. Gleichzeitig wollen wir Hypothesen entwickeln, inwiefern die bestehenden Angebote der Jugendhilfe diesen Problemtypen gerecht werden, und in welcher Hinsicht sie verbessert werden müssten. Insbesondere soll auf der Basis der Forschungsergebnisse ein Konzept einer sozialpädagogischen Familiendiagnose erarbeitet werden, das im Rahmen der Hilfeplanung oder bei der Ausgestaltung der Hilfe in der Praxis angewendet werden kann. Die vorliegende Studie gliedert sich also in zwei Teile: eine Grundlagenforschung im Sinne einer Eruierung unterschiedlicher Selbstdeutungsmuster und Problemtypen einerseits und die Konzeption eines sozialpädagogischen Falldiagnoseverfahrens andererseits.

Die Untersuchung lehnt sich hinsichtlich ihrer theoretischen Anknüpfungspunkte an die Theorie der Familienerziehung von Klaus Mollenhauer, Micha Brumlik und Hubert Wudtke an (1975). Sie stammt zwar aus den 1970er Jahren, die Grundannahmen sind aber nach wie vor gültig: Ausgehend von dem symbolischen Interaktionismus wird die Familie als ein komplexes Lernfeld und Familienerziehung als Kommunikation aufgefasst. Die Familie ist demnach ein nach Regeln geordnetes Lernmilieu, das strukturell im Alltagshandeln verankert ist. Aus der Sicht des Kindes und der Eltern stellen sich familiäre Konflikte innerhalb der Familie als Interaktionsprobleme dar. Dabei lassen sich drei ineinander greifende Teil-Systeme unterscheiden: das Eltern- bzw. Erwachsenensystem, also die Interaktion zwischen den Eltern, das Eltern-Kind-System, d. h. die Interaktion zwischen den Eltern und Kindern. Letzteres zeichnet sich durch starke Abhängigkeiten der Kinder von ihren Eltern aus. Ein drittes Subsystem bildet schließlich das Interaktionsgefüge zwischen den Kindern. Das Kinder-System hat im Sinne einer kindlichen „Gegenwelt“ eine gewisse Eigenständigkeit. In allen drei Teilsystemen ergeben sich unterschiedliche Aufgabenstellungen:

Die Eltern müssen sich im Hinblick auf die Aufgabenverteilung im Haushalt und die Kindererziehung einigen, aber auch die Frage der Erwerbstätigkeit klären (männliches Alleinverdienermodell versus Eineinhalb-Verdienermodell oder Vollzeitbeschäftigung beider Elternteile etc.). Dabei spielen auch Abstimmungsprozesse im Hinblick auf gemeinsame Erziehungsorientierungen und Erziehungsziele eine zentrale Rolle. Das Familienleben muss auch zeitlich strukturiert werden, d. h. die familiäre Zeit mit den zeitlichen Erwartungen außerfamiliärer Institutionen (Schule, Arbeitsbetrieb) in Einklang gebracht und die Erwartungen an Intimität innerhalb der Partnerschaft mit den anderen familiären und gesellschaftlichen Verpflichtungen abgestimmt werden. Dies sind nur einige Beispiele innerhalb eines breiten Aufgabenspektrums. Im Hinblick auf die sozialen Rollen innerhalb der Familie hat das Erwachsenen-System eine Doppelstruktur, die Erwachsenen begegnen und bestimmen sich als Partner und Elternteil. Im Unterschied zum Eltern-System ist das Eltern-Kind-System insbesondere durch erzieherische Interaktionen geprägt. Die Eltern präsentieren den Kindern durch ihre Lebensform die Erwartungen der Schule, die Bedingungen des Arbeitsmarktes, ihre eigenen Erfahrungen in Produktion und Konsum. Sie repräsentieren den Kindern gesellschaftliche Werte, normative Erwartungen aber auch soziale Hoffnungen und Enttäuschungen (Mollenhauer u. a. 1975, S. 63). Erziehung basiert auf einer Generationenbeziehung; die ältere Generation vermittelt der jüngeren dabei nicht nur die gesellschaftliche Wirklichkeit und normative Erwartungen, sondern gewährt ihr gleichzeitig auch eine gewisse Autonomie, innerhalb derer sie die Erwartungen und Verhaltensmuster für sich sinnstiftend aufgreifen, aber auch gleichzeitig neu interpretieren kann.

Innerhalb des Kinder-Systems ergeben sich wieder andere Aufgaben. Es geht um die Entwicklung symmetrischer Beziehungen, die Selbstregulation von sozialem Handeln und die Konstitution eigener Regeln und Beziehungsmodi, wie z. B. älterer Bruder, jüngere Schwester, dem Erlernen von Basisregeln von Interaktion, z. B. im Spiel.

Die Bewältigung dieser Alltags- und Erziehungsaufgaben innerhalb dieser drei Teilsysteme lässt sich als „kommunikatives Handeln“ beschreiben:

„In kurzer Zeitperspektive geht es dabei um die täglichen Regeln, die täglich zu leistende Organisation der Verbindung von Haushalt und Erziehung, in langer Perspektive um die Verständigung über den Ort ihrer Mitglieder in der Gesellschaft, ihre Bildungsschicksale, schließlich den ‚Sinn‘ ihres Lebens. Solche Verständigung ... kann glücken oder nicht glücken, kann dauerhaft, verzerrt oder nur situationsabhängig gestört sein; die Balance zwischen den Bedürfnissen und Intentionen der Mitglieder kann gelingen oder verfehlt werden.“ (Mollenhauer u. a. 1975, S. 89)

Die Bewältigung der Aufgaben setzt Kompetenzen voraus, die erlernt werden müssen, wie z. B. das Abstimmen wechselseitiger Erwartungen (role making), die Fähigkeit zur Perspektivenübernahme, zum Perspektivenwechsel sowie zu Rollendistanz, Selbstreflexion und Empathie. Je stärker diese Fähigkeiten entwickelt sind, umso eher gelingt es, die alltäglichen Aufgaben und Erziehungsprobleme zu lösen. Die familiäre Interaktion ist strukturell anfällig für Paradoxien und Konflikte, die durch äußere Bedingungen verursacht werden. Gerade weil die Familie kein autonomes Beziehungssystem bildet, ist das familiäre Kommunikationsnetz konfliktthaft, widersprüchlich und häufig paradox. Es müssen nämlich einerseits die als fundamental geltenden Erwartungen nicht nur an das soziale Verhalten der Kinder gerichtet, sondern auch an deren Vorstellungswelt angepasst werden, und andererseits die gesellschaftlich institutionalisierten Erwartungen (subkulturelle Normen, schulische Leistungen, antizipierter beruflicher Status der Kinder usw.) mit den Bedürfnissen von Eltern und Kindern abgestimmt werden (Mollenhauer u. a. 1975, S. 99). Die Erwartungen, mit denen sich Kinder und Eltern dabei auseinandersetzen, sind abstrakt, sie ragen gleichsam als etwas Fremdes in ihre Lebenswelt hinein. Sie müssen aber dennoch, um eine befriedigende Bildung zum geltenden Erwachsenenstatus zu ermöglichen, dem Kind vermittelt werden; dadurch „... entsteht für die Familie die Aufgabe, solche Erwartungen derart mit den Bedürfnissen und ‚privaten‘ Orientierungen zu balancieren, dass der Kommunikationszusammenhang nicht entweder ritualisiert wird oder zusammenbricht.“ (ebd., S. 100).

Der hier angedeutete theoretische Rahmen, der sich vom symbolischen Interaktionismus herleitet, wurde in der empirischen Sozialforschung innerhalb der Erziehungswissenschaft aufgegriffen. Jutta Ecarius zeigt in ihrer empirischen Längsschnittstudie, wie sich die Interaktionsmuster des Eltern-Kind-Systems in den letzten Jahrzehnten vom autoritären Anordnen (Befehlshaushalt) zum Abstimmen wechselseitiger Erwartungen (Verhandlungshaushalt) gewandelt haben (Ecarius 2002). Allerdings wurde eine empirische Forschung, die sich diesen theoretischen Ansatz im Hinblick auf sozialpädagogische Fragestellungen zunutze macht, bisher noch nicht systematisch verfolgt, obwohl dies sehr nahe liegt. Im Unterschied zur sozialpädagogischen Forschung hat die Psychotherapie, wie wir oben gesehen haben, die Interaktionstheorie aufgegriffen und beispielsweise in der systemischen Familientherapie umgesetzt.

Im Hinblick auf eine sozialpädagogisch interessierte Familienforschung lässt sich der familientheoretische Ansatz, wie er von Mollenhauer, Brumlik und Wudtke in die Erziehungswissenschaft eingeführt und hier kurz skizziert wurde, noch erweitern. Einen Anknüpfungspunkt bietet der so genannte „Care-Ansatz“ (vgl. Conradi 2001, Tronto 2000, Brückner 2001) und der Begriff „Sorge“ (vgl. Foucault 1986). Ausgehend von einer grundlegenden Angewiesenheit des Menschen auf andere und dessen Einbindung in Interaktionen, die insbesondere durch Fürsorge und asymmetrische Beziehungen geprägt sind,

kommt der Familie eine grundlegende Funktion zu: Sie kann verstanden werden als eine privat organisierte Form der Sorge um den Anderen und um sich selbst im Rahmen einer potentiell auf Dauer gestellten Lebensgemeinschaft. Die Interaktionen der gegenseitigen Fürsorge sind eingebettet in ein Mehrgenerationengefüge und beziehen sich auf einen gemeinsamen Lebensort (Wohnung). Die Familie ist also gekennzeichnet durch eine enge Verflechtung von symmetrischen und asymmetrischen Beziehungen, bei denen die Sorge um den Anderen und die gegenseitige Angewiesenheit eine zentrale Rolle spielen.

Familien entwickeln nicht nur situative Formen der Zuwendung, sondern auch wiederkehrende Fürsorgemuster im Sinne einer Kultur von Alltagsritualen (vgl. Wulff 2001). Es handelt sich um ein Netz von Fürsorgemustern. Auch hier ergeben sich innerfamiliäre Konfliktlinien: Aufgrund unterschiedlicher biografischer Erfahrungen der Eltern können unterschiedliche Fürsorgementalitäten aufeinander treffen; die Sorge um sich selbst und die Sorge um den Anderen müssen ausbalanciert werden, wobei unterschiedliche Vorstellungen von Gerechtigkeit aufeinander stoßen können.

Tabelle 1: Familiäre Alltagsdimensionen, Konfliktthemen und Aufgabenstellungen

Alltagsdimensionen	Mögliche Konfliktthemen und Aufgabenstellungen
1. Biografische Erfahrungen, lebenslaufbezogene Belastungen	Unterschiedliche biografische Erfahrungen und Sozialisationsmuster der Familienmitglieder (Eltern), Zusammentreffen unterschiedlicher Fürsorgementalitäten, die durch die Herkunftsmilieus geprägt sind (Befehlshaus-halt/Verhandlungshaushalt), Abstimmen eines gemeinsamen Familienkonzeptes
2. Aktuelle sozio-ökonomische Situation	Spannung zwischen Bedürfnissen und ökonomischen Rahmenbedingungen: Arbeitslosigkeit, Armut, Wohnsituation
3. Familiäre Arbeitsteilung	Rollenkonflikte, Überlastung eines Elternteils, Geschlechterfrage (Berufstätigkeit der Frau), Gleichberechtigung, Abstimmen wechselseitiger Erwartungen
4. Zeitschemata	Balance zwischen den unterschiedlichen Bedürfnissen der Familienmitglieder, Balance zwischen institutionellen Zeitstrukturen, die in die Familie greifen, und familiären Zeitstrukturen
5. Kindererziehung	Balance zwischen gesellschaftlichen Normalitätserwartungen und eigenen Wertvorstellungen, Konflikte zwischen älterer und jüngerer Generation (Vermittlung veralteter Werte und Lebensziele), unterschiedliche Erziehungskonzepte
6. Sorge um sich Selbst/Selbstkonzepte	Balance zwischen familialen Aufgaben/Erwartungen und eigenen Bedürfnissen und Lebenskonzepten, Stress und Ausgleich im Alltag
7. Einbindung in Helfersysteme	Unterschiedliche Hilfefkonzepte, Balance zwischen subjektiven Hilfeplan und dem der Institutionen und Verwandten/Freunde.

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich zentrale Prämissen für eine sozialpädagogisch ambitionierte Familienforschung: Wir gehen davon aus, dass die theoretisch angenommenen Konfliktlinien Bestandteil der familialen Lebenswelt sind, im Sinne einer sozialen Konstruktion der Wirklichkeit, und dass sie als subjektive Deutungsmuster sprachlich zum Ausdruck gebracht werden (vgl. Schütz/Luckmann 1975). Weiterhin gehen wir von der Prämisse aus, dass diese Deutungsmuster nicht nur auf „individuelle“ familiäre Problemstellungen, sondern auch auf allgemeine Konfliktthemen und Aufgabenstellungen Bezug nehmen. Für unser Forschungsprojekt ergibt sich daraus ein heuristisches Modell (vgl. Tab. 1).

Auf der Grundlage dieser theoretischen Vorannahmen zielt die vorliegende Untersuchung auf Typenbildungen auf drei analytischen Ebenen ab. Wir werden versuchen, anhand von Interviews mit Familien, die Zuwendung durch professionelle Helfer im Rahmen der Hilfen zur Erziehung bekommen, „subjektive“ Deutungsmuster im Hinblick auf die oben genannten Alltagsdimensionen zu eruieren. Im zweiten Schritt soll versucht werden, diese Deutungsmuster im Hinblick auf typische familiäre Konfliktthemen zu untersuchen. Auf einer dritten analytischen Ebene sollen anhand der Konfliktthemen und Deutungsmuster jugendhilferelevante Aufgabenstellungen entwickelt werden (Aufgabentypen).

1.3 Zum methodischen Vorgehen

Von empirisch begründeten Typen soll im Folgenden die Rede sein. Der Begriff wird hier pragmatisch, im Sinne einer bestimmten Kombination von Merkmalen und Merkmalsausprägungen verstanden, mit Hilfe derer sich eine Teil- oder Untergruppe charakterisieren und von anderen Gruppen abgrenzen lässt. Die Untersuchung lehnt sich methodologisch an die in der empirischen Sozialforschung üblichen Verfahren an (vgl. Kelle/Kluge 1999, Gerhardt 1991). Es handelt sich dabei um die folgenden methodische Schritte:

1. Datenerhebung mittels Interview, Transkription
2. Kodierung des Datenmaterials
3. Bildung von Synopsen
4. Konstruktion von Merkmalen/Subkategorien
5. Erarbeitung relevanter Vergleichsdimensionen/Konstruktion von Merkmalsräumen
6. Gruppenbildung und Analyse empirischer Regelmäßigkeiten
7. Charakterisierung der Typen durch Fallkontrastierung und -vergleich

Die hier genannten methodischen Schritte sollen im Folgenden näher erläutert werden: Im Rahmen der Studie wurden 81 Familien in verschiedenen Regionen Deutschlands (Nordhessen, Hamburg, Osnabrück, Brandenburg) unter Berücksichtigung verschiedener Formen der Hilfen zur Erziehung interviewt (aufgrund der mangelhaften Qualität der Interviews wurde vier Familien aus der Untersuchungsgruppe herausgenommen, sodass sie schließlich 77 Familien umfasst). Die Familien waren bei Jugendämtern vorstellig geworden oder wurden in Einrichtungen der Jugendhilfe – insbesondere Tagesgruppen, sozialpädagogischen Familienhilfen, Beratungsstellen – betreut. Es fanden Einzelinterviews mit den Elternteilen und Jugendlichen – soweit sie im Haushalt der Familie lebten – statt. Darüber hinaus wurden mit den fallzuständigen Fachkräften Interviews zur Lebens- und Problemlage der Familien geführt. Die Gesprächsprotokolle der Fachkräfte dienten der Außenkontrolle, d. h. zur Überprüfung, ob die Familien tatsächlich den Projekt-Kriterien entsprachen. Die Interviewleitfäden enthielten narrative Frageimpulse, aber auch standardisierte Fragen. Sie waren alltagsbezogen angelegt und nach Themenbereichen geordnet, sodass die Abfolge der einzelnen Bereiche je nach Interviewsituation auch flexibel gehandhabt werden konnte. Damit sollte sichergestellt werden, dass sich das Interview am Erzählfluss des Befragten orientierte. Eine kurze Liste von Stichworten zu jedem Themenbereich sollte gegebenenfalls erforderliche Nachfragen steuern, so dass eine möglichst hohe Vergleichbarkeit der Interviews gewährleistet war (siehe Interviewleitfäden im Anhang).

Die Interviews wurden in der Regel von gemischtgeschlechtlichen Teams (zwei Personen) am Ort der Wahl der Befragten durchgeführt, überwiegend in der Wohnung der Familien. Es fanden nach Möglichkeit mit beiden im Haushalt lebenden Erwachsenen Einzelinterviews statt, ebenso mit den in der Familie lebenden Kindern und Jugendlichen (soweit sie aufgrund ihres Alters dazu in der Lage waren). Insgesamt lagen uns 62 Einzelinterviews mit Frauen, 25 Einzelinterviews mit Männern und 24 mit Jugendlichen vor. Bei 19 Familien konnten zwei Erwachsene einzeln befragt werden. In neun Fällen wollten die Partner gemeinsam interviewt werden. Pro Familie lagen ein bis vier Interviews zur Auswertung vor. Die Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet, anschließend transkribiert und themenbezogen nach 13 Auswertungskategorien codiert. Die gesamte Codierung des Interviewmaterials wurde mit Hilfe des Computerprogramms MaxQDA bewerkstelligt.

Die Auswertungskategorien wurden in zwei Schritten entwickelt. Zunächst entstand auf der Grundlage der theoretischen Vorüberlegungen (siehe oben) ein heuristisches Modell. Im zweiten Schritt konnten die darin enthaltenen Kategorien im Rahmen einer Pilotstudie in Zusammenarbeit mit Mitarbeitern des Jugendamtes Kassel und anhand von vier Fallstudien getestet und modifiziert werden. Auf diese Weise entstanden die folgenden Auswertungskategorien:

1. Biografische Erfahrungen und Familiengeschichte
2. Sozioökonomische Rahmenbedingungen
3. Erfahrungen mit öffentlichen Institutionen
4. Einbindung in informelle Unterstützungs- und Helfersysteme
5. Aktuell relevante sozialpädagogische und therapeutische Belastungen der Familienmitglieder
6. Familiäre Arbeitsteilung
7. Familiäre Zeitstruktur
8. Kindererziehung
9. Selbstbilder und Personenentwürfe
10. Familiäre Interaktionserfahrungen, Fürsorgemuster, Bindungen
11. Allgemeine Normen und Werte
12. Partnerschaftskonzepte
13. Subjektiver Hilfeplan

Nach diesen Kategorien wurde das gesamte Interviewmaterial mit Hilfe von MaxQDA codiert, und zwar zunächst bei 40 Familien. Im nächsten Schritt wurden die so nach Kategorien geordneten Interviewaussagen ausgedruckt. Auf diese Weise erhielten wir zu jedem Fall einen Ausdruck im Umfang von mehr als 60 Seiten. Anhand dieser Ausdrucke wurden „Fallskripte“ angefertigt. Es handelt sich dabei um Fallbeschreibungen, die die wichtigsten Mitteilungen und signifikanten Zitate enthalten. Jedes „Fallskript“ umfasst ungefähr 10 Seiten; in ihm sind die wichtigsten Mitteilungen der einzelnen Familienmitglieder in Form von Stichworten und Zitaten zusammengefasst. Diese Protokolle dienten als Grundlage für die weitere Auswertung und Typenbildung. Bei der Erstellung der Fallskripte wurde darauf geachtet, dass die Formulierungen sehr stark an die Sprache der Familien angelehnt waren, dabei wurden Interpretationen streng vermieden.

Nun wurden mithilfe der Fallskripte zu allen 13 Auswertungskategorien Übersichten bzw. Synopsen erarbeitet, die als Materialübersicht dienten. Jede der kategorienbezogenen Synopsen enthält alle signifikanten Mitteilungen aus den 40 Fallskripten. Bei diesem Auswertungsschritt zeigte sich, dass fast alle Kategorien gut inhaltlich gefüllt werden konnten; bei der Kategorie „Normen und Werte“ war dies nicht möglich, sodass diese für die weiteren Auswertungsschritte unberücksichtigt blieb und nunmehr mit 12 Kategorien gearbeitet wurde.

Die Auswertung des so codierten und strukturierten Interviewmaterials zielte auf eine Typenbildung auf drei analytische Ebenen ab (vgl. Tab. 2):

1. Es wurden Deutungsmuster der Familienmitglieder bezogen auf konkrete Erfahrungsdimensionen herausgearbeitet. Es handelt sich dabei um Dimensionen, die mit der Alltagsbewältigung einhergehen.
2. Auf einer zweiten analytischen Ebene haben wir mithilfe der Deutungsmuster typische eltern- und erwachsenenbezogene Konfliktthemen konstruiert und inhaltlich beschrieben.
3. Schließlich haben wir Aufgabentypen entwickelt, einerseits bezogen auf Hilfestellungen, die das Elternsystem betreffen (eltern- und erwachsenenbezogene Hilfethematiken), und andererseits bezogen auf Aufgaben, die das gesamte Familiensystem berücksichtigen. Den Aufgabentypen konnten Helfer- und Aufgabenprofile zugeordnet werden.

Tabelle 2: Ebenen der Typenbildung

Analytische Ebene	Typen
Ebene I: Erfahrungsdimensionen	Deutungsmuster
Ebene II: Familiäre Konflikte	Eltern- und erwachsenenbezogene Konfliktthemen
Ebene III: Aufgabentypen	Eltern- und erwachsenenbezogene Hilfethematiken Familiäre Aufgabentypen

Für die Bildung von Deutungsmustern (Ebene I) standen uns zwei unterschiedliche Textkonglomerate zur Verfügung: 40 Fallskripte (Fallbeschreibungen), die nach 12 Auswertungskategorien strukturiert sind und 12 Synopsen, die als Materialübersicht im Sinne einer Gesamtschau alle Mitteilungen zu der entsprechenden Auswertungskategorie enthalten. Die Konstruktion von Deutungsmustern orientierte sich an innovativen qualitativen Verfahren empirischer Sozialforschung (vgl. zusammenfassend Kelle/Kluge 1999). In einem ersten interpretativen Schritt haben wir anhand der beiden Textkonglomerate zu jeder Auswertungskategorie Merkmale (signifikante Selbstdeutungen) identifiziert, wie z. B. Gewalterfahrungen, Heimeinweisung während der Kindheit in der Auswertungskategorie „Biografische Erfahrungen“. In jeder Kategorie ließen sich so 10 bis 20 Merkmale identifizieren, die bei unseren Fällen häufiger auftauchten. Mithilfe dieser Merkmale, die wir aus dem Interviewmaterial generiert hatten, wurde nun versucht, die 40 Fälle zu gruppieren, und zwar nach unterschiedlichen Kombinationen von Merkmalen (z. B. Gewalterfahrungen während der Kindheit, Heimerfahrungen, mehrere Scheidungen). Es stellte sich so heraus, welche Merkmale sich für die Typenbildung (hier Konstruktion von Deutungsmustern) eigneten und welche unbrauchbar waren. Um die Typenbildung theoretisch zu untermauern, haben wir in Anlehnung an Kelle/Kluge Merkmalsräume gebildet. In der Kategorie „Biografische Erfahrungen“ sah der Merkmalsraum folgendermaßen aus (vgl. Tab. 3):

Tabelle 3: Merkmalsraum biografische Erfahrungen

Belastungsverlauf	Biografische Zeiträume mit Belastungen	
	Belastungen seit der Kindheit	Belastungen seit der eigenen Familiengründung
Durchgängiger Belastungsverlauf	Typ/Deutungsmuster 1	Typ/Deutungsmuster 2
Vorübergehender (episodischer) Belastungsverlauf	Typ/Deutungsmuster 3	Typ/Deutungsmuster 4

Mithilfe des Merkmalsraumes ließen sich Typen theoretisch bilden. Bei dem Beispiel „Biografische Erfahrungen“ ergaben sich vier Typen bzw. Deutungsmuster:

1. Das Leben als durchgängige Leidensgeschichte: Belastungen seit der Kindheit bei einem oder beiden Elternteilen/Partnern.
2. Das Leben als Erfahrung des Scheiterns der eigenen Familiengründung: Leidenserfahrungen seit der Familiengründung.
3. Das Leben als ein episodischer Krisenverlauf.
4. Das Leben als eine mit Erziehungsproblemen belastete Eltern-Kind-Beziehung.

Diese Typen wurden dann mit Hilfe der Synopsen und Fallskripte inhaltlich überprüft. Manche Typen ließen sich im Material empirisch nicht nachweisen. So tauchte der Biografie-Typ 3 bei unseren Fällen nicht auf. Bei einigen Merkmalsräumen konnten aufgrund der inhaltlichen Überprüfung am Material in einzelnen Feldern, wo theoretisch nur ein Typ pro Feld denkbar war, sogar zwei Typen gebildet werden. Durch Fallvergleiche und Fallkontrastierungen wurden die zunächst formal gebildeten Muster inhaltlich weiter beschrieben und so deutlich voneinander abgegrenzt. Durch die Zuordnung der Familien zu den Typen (Deutungsmustern) wurde deren Trennschärfe und Relevanz nochmals überprüft. Insgesamt konnten somit in den 12 Erfahrungsdimensionen 45 Deutungsmuster (Typen) gebildet werden (weitere Erläuterungen hierzu erfolgen in Kap. 3).

Danach haben wir unter Hinzuziehung der restlichen codierten 37 Familieninterviews versucht, die Typen, wir nennen sie im Folgenden Deutungsmuster, inhaltlich zu beschreiben, und zwar mit Zitaten aus den Interviews (Ankerzitate) und mit Hilfe von Fallbeispielen (Prototypen). Auf diese Weise wurden bei der Typenbildung die Auswertungskategorien thematisch verengt bzw. fokussiert. Bei der Auswertungskategorie „Selbstbilder und Personenentwürfe“ haben wir Deutungsmuster hinsichtlich der Selbstzufriedenheit in Bezug auf familiäre Aufgaben und Beruf präzisiert. Wir nennen im Folgenden diese inhaltlich verengten Dimensionen Erfahrungsdimensionen (vgl. Abb. 1).